Menschen wie Waren behandeln

Autor(en): **Jürgmeier**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Rote Revue : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur**

Band (Jahr): **78 (2000)**

Heft 3

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-341544

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Menschen wie Waren behandeln

Ich habe einen Traum. Dass Menschen endlich wie Waren behandelt werden. Natürlich hatte ich auch schon, natürlich habe ich manchmal auch noch einen anderen Traum – dass der Mensch dem Menschen ein Mensch, dass die Welt dem Menschen eine Heimat werde.

Jürgmeier

Aber seit selbst meine alten Freundinnen und Freunde mich mit mitleidigem Blick mustern und mich für ewiggestrig zu halten begonnen haben, bin ich vorsichtig geworden – ich will nicht als verstaubter Spinner im Irrenhaus landen, nur weil ich das tägliche Marktunser nicht bete und an der Gerechtigkeit als dem Menschenmöglichen festhalte. Ich habe gelernt, listig zu werden, das heisst, meine Träume der Realität anzupassen. Deshalb träume ich jetzt davon, dass Menschen endlich behandelt werden wie Bananen und Bankkonten.

Wir leben in seltsamen Zeiten. Vor der Sommerpause, vermutlich im Hinblick auf das grosse FlüchtenundReisen, habe ich das Bestellformular für «eine Kreditkarte für die ganze Welt» erhalten. «Weltweite Freiheit» verspricht sie mir – die «Postcard». Und lockt: «Mit der Postcard VISA sind Sie überall gern gesehen.»

Die Kriegsvertriebenen aus dem Kosovo, die für kurze Zeit als Opfer der Serben galten, bis sie wieder zu den alten Kosovo-Albanern-Raus wurden, haben, offensichtlich, das Bestellformular nicht rechtzeitig abgeschickt. Deshalb werden sie seit 1. Juni von freundlichen, aber bestimmten Beamten nach Hause begleitet. Nur – was ist das für eine Heimat, in die eine oder einer, womöglich mit Handschellen und verklebtem Mund, verbracht werden muss?

Wir leben in zwiespältigen Zeiten. Weltweit werden Zollschranken entsorgt, fallen die Grenzen – für Hamburger und Computerchips, Schweizer Uhren made in Taiwan und amerikanische Badeshorts, neuseeländisches Lammfilet und philippinische Bräute. Alles, was als Ware deklariert werden kann, hat freie Fahrt. Nur bei Menschen fällt der Schlagbaum wie eh und je.

Globalisierung – das ist, so unterstellt das Credo des freien Marktes, die Freiheit, weltweit sein Glück zu versuchen. Qualität vor Nationalität.

Aber die Armen, Verängstigten und Verzweifelten erhalten auf dem Weltmarkt keine Handelsgenehmigung. Denn sie handeln nur mit ihrem Unglück. Und das muss noch immer verzollt werden.

Die um ihr Leben Laufenden werden aus der Freihandelszone vertrieben. Die Flüchtlinge, ausgerechnet sie, werden an ihre Nationalität erinnert. Da, wo sie hungern, da, wo ihre Häuser in Schutt und Asche liegen, da, wo sie oder ihre Liebsten

vergewaltigt, gefoltert oder gemordet wurden, da, werden sie ermahnt, ist ihre Heimat. Fahnenflüchtige, die, flexibel und mobil, für ihre Kinder auf dem freien Markt ein warmes Plätzchen suchen. Mit leerem Geldbeutel werden die Menschen von Welt zu Parasiten, die sich an fremden Trögen gütlich tun.

Die Globalisierung verspricht eine Internationalisierung des Reichtums. Der Nationalismus verheisst Schutz vor der Internationalisierung der Armut. Der Nationalismus ist die «Beruhigungspille» für die «kleinen Leute», denn er verspricht: Ihr kommt vor den anderen, den Fremden. Ihr gehört, Leistung hin oder her, zu «uns». Denn ihr tragt die richtige Tracht. Der Nationalismus beutet die Angst vor den Fremden aus, die im Geschäfts- und Liebesleben attraktiver sein könnten als wir. Und so sind dann plötzlich, Freihandelszone hin oder her, nationaler Protektionismus, Ausländer- und Flüchtlingskontingente, Ausgrenzung und Vertreibung angesagt.

Wer sich vor der Internationalisierung des Marktes, dem weltweiten Leistung vor Nation, vor dem kalten Cash vor sozialer Zugehörigkeit fürchtet und fürchten muss, ist schnell einmal zur völkischen Gebärde, zum patriotischen Kniefall vor den Reichen und Oberen bereit, die ihm oder ihr im einheimischen Paradies ein geschütztes Plätzchen versprechen. Denn das Paradies, locken die doppelzüngigen global player mit Sennenchäppi ihre gläubigen Schäfchen, das Paradies bleibt nur ein Paradies, wenn den meisten der Zutritt verwehrt wird.

Wir leben in widersprüchlichen Zeiten. Da singen sie es in allen Verbänden und Parteien, Landes- und Freikirchen – das Markt, Markt über alles, über alles in der Welt. Aber wo es um Menschen geht, da können die eifrigen Deregulierer ihren Text plötzlich nicht mehr, da rollen sie ihre Lieblingsfahne zusammen und stellen das «Mehr Freiheit, weniger Staat» in die Ecke.

Verbot von Risikosportarten? Höhnen sie. Verkalkte Staatsgläubigkeit. Das regelt, spätestens nach ein paar Toten, der Markt.
Mindestlöhne? Wettern sie. Stalinistische Wettbewerbsverfälschung.
Umweltstandards? Drohen sie. Zerstörung der internationalen Konkurrenzfähigkeit.

Lasst den Markt spielen. Propagieren sie. Wenn niemand mehr für zweitausend Franken im Monat Geschirr spült, werden die Löhne automatisch steigen. Wenn keine und keiner mehr Genfood kauft oder mit dem Flugzeug nach Gran Canaria fliegt, werden sich die entsprechenden Unternehmen ohne staatlichen Zwang neu orientieren.

Für den freyen Fluss der Waren blochern sie alle Hindernisse weg und ebnern alles ein. Gegen die Menschenflut aber maurern sie höhere Dämme, dass es schlüert.

Da bleibt uns nur der Traum, dass Menschen endlich wie Zitronen und Handys behandelt werden. Weg mit staatlichen Verordnungen, Kontingenten und Grenzen. Auf dass jede und jeder überall ihr Glück versuchen kann. Auch bei uns.

«Wir können nicht alle Notleidenden aufnehmen.» «Das Boot ist voll.» Rufen da die Freiheitlichen in aller Herren Ländern. Als hätte sie ein Internetvirus vom Marktpaulus zum Staatssaulus gemacht.

Mehr Vertrauen in die eigene Ideologie, kann ich da nur sagen. Lasst doch den Markt spielen. Den freien. Wenn es, irgendwann, tatsächlich zu viele werden sollten, wenn es eng wird in unseren schweizerischen Durchschnittswohnungen mit über dreissig Quadratmetern pro

Person, wenn das Frischfleisch vom Bio-Bauernhof und die Luxemburgerli vom Sprüngli knapp werden und plötzlich auch wir Gutherzigen das Bedürfnis nach Ausschaffung verspüren sollten, dann, spätestens, werden die ersten ihr Glück anderswo versuchen. Bis es ihnen auch da zu eng wird. Undsoweiter.

Der gute alte Markt wird alles ins Gleichgewicht bringen. Und wenn, irgendwann, dank weltweit offenen Grenzen, der internationale Ausgleich abgeschlossen und die Welt eine rundum gerechte geworden, wird alle Flucht ein Ende haben. Und keine und keiner wird mehr wissen und wissen wollen, wer Inländer, wer Ausländerin ist.

Natürlich ist es gut möglich, dass wir eidgenössisch verwöhnten Inländerinnen und Inländer lange vor den provisorisch und vorläufig Aufgenommenen, vor den Abgewiesenen, aber noch nicht Ausgeschafften das Weite und anderswo unser Glück suchen. Weil wir als unzumutbar empfinden, was wir anderen, wie wir glauben, mit gutem Recht, vorenthalten.

Aber warum soll es uns besser gehen als dem Emmentaler Käse und dem Feldschlösschen Bier.

Jürgmeier, Schriftsteller, lebt in Winterthur